

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 306.

Sonntag, 31. Dezember.

1916.

Der Bojar.

(10. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Rite Krennig.

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe viele“, sprach sie leise. . . . „Nicht wahr, du sagst mir die Wahrheit? Immer? Immer? Ich habe ein Recht zur Angst um dich. Ja, Angst! Es gehen schwere Dinge vor. Georgel Sag' mir die Wahrheit! Wollt ihr den Regenten ermorden? Wenn ich Fürst Demeter sehe, ohne ich, daß Blut fließen wird. . . .“

George drehte sich langsam um. Seine Augen waren wie geblendet von der Helle draußen.

„Nein, Paula“, sagte er, die Gedanken mühsam sammelnd, „er soll nur zur Abdankung gezwungen werden. Ich aber, ich habe mich von allem zurückgezogen. Nenn' es kindisch! Seit ich meinem geheimen Los verfallen bin, fühle ich nicht den Verus, andere zu strafen. Jeder hat seine eigene Moral! Ich bin nicht ohne Fehl. Soll ich einen Stein auf ihn werfen? An seiner Stelle wäre ich schwerlich besser!“

„Zieh' meinen Helden nicht in den Staub“, sagte Paula. „An dem Tage, an dem ich aufhören müßte, das blindeste Vertrauen in deine Lauterkeit zu setzen, würde ich aufhören dich zu lieben, würde ich dich nicht mehr sehen wollen. . . .“

Er lächelte trübe. „Du habtest Angst vor mir, darum gebrauchtest du so scharfe Waffen, ich aber dachte weit über alles hinweg, dachte an Zeiten, die sein werden, wenn wir lange vergangen. . . . Ob es dann immer wieder so sein wird, daß die Menschen mit frischer Kraft und Selbstbewußtsein ins Leben treten, daß sie nach dem Höchsten streben und dem Kleinen verfallen? Ob immer das Tägliche die armen Träumer zermürben und zertreten wird?“

„Darüber darfst du nicht klagen, nur ich! Wüßtest du, wie viel Mißmut ich um mich verbreite. . . .“

„Ich weiß, woran es liegt, Paula“, entgegnete er fest klar und ruhig. „Es hat zwei Gründe, nur einen davon darf ich dir sagen: Denk' einmal daran, wie gleichgültig die meisten Dinge sind, die dich kränken! Ist denn etwas anderes wichtig, als daß die Menschen sich wohl fühlen? Alle Ansichten über Recht und Unrecht sind individuell. Wichtig ist das höchste Glück. . . . Schnell entschwindet das Leben. . . . Auch das meine“, setzte er leise hinzu.

Er erhob sich rasch, griff nach ihrer Hand und verließ schweigend das Zimmer.

„Ist nun Klarheit zwischen uns?“ fragte sich Paula. „Ihr war zumute, als hätten sie noch nicht angefangen sich auszusprechen! Ob er wohl morgen wiederkommt? Sie hatte ihm so viel zu sagen! Doch — wenn er es nicht hören wollte?“

An diesem Tag konnte Paula nicht traurig werden. Als ihr Mann zurückkam, ging sie ihm freundlich entgegen und fragte, wo er gewesen? Gerade heute war ihm das etwas peinlich. Endlich hatte er mit Cleopatra gesprochen.

Ausgelacht hatte ihn die reizvolle Circe und ihn erfucht, sie nicht wieder zu besuchen. Dabei zeigte sie aber nicht übel Lust, ihm um den Hals zu fallen. Keiner

ihrer vielen Anbeter hatte ihr je so gefallen. Ihre „erste Liebe“ nannte sie ihn. Es imponierte ihr in der Tat, daß seine Liebe so ernsthaft gewesen, ernst genug, daß er sich losriß von ihr und sich sogar verheiratete, weil sie sich nicht von Veri hatte scheiden lassen. . . . Energie und Opfer hatten ihm einen besonderen Wert in ihren Augen gegeben, der den vielen anderen fehlte! Nur um ihn fester an sich zu binden, ließ sie ihn jetzt warten. Zu ihren Wohlkisten gehörte die der Klage, die mit der Maus spielt, ehe sie sie frisst. Eifersüchtig war sie natürlich auf Paula! Niemand sollte ihr, ganz allein ihr Eigentum sein! Würde sie ihn wieder in Gnaden annehmen, so mußte er sich mit seiner Frau hoffnungslos entzweien. . . .

Saum hatte Nicu sie verlassen, überkam Cleopatra die leise Schwäche, die jede verliebte Frau, sei sie sonst wie sie wolle, fühlt: sie fürchtete zu hart gewesen zu sein. Rasch schlug sie ihrem guten Mann vor, mit ihr den Abend bei der „armen kleinen Paula“ zuzubringen.

Nicu sah mit seiner Frau in deren Douloir, es war endlich eine Stunde, wie sie Paula sich im Beginn ihrer Ehe geträumt. Ihr Mann las vor, sie häkelte ein kleines Päckchen für das Kind, das im nächsten Sommer zur Welt kommen sollte. Da wurden Veris gemeldet.

Nicu war rot vor Freude. Um sie zu verbergen, sagte er: „Soll ich sagen, daß du zu angegriffen bist?“

„Im Gegenteil, ich freue mich, sie zu sehen!“

Cleopatra nickte Nicu flüchtig zu und wandte sich dann ausschließlich an Paula: „Die Neuigkeit, daß Sie endlich wieder ausgehen, durchlief heute die ganze Stadt!“

Paula hielt sich ein wenig kühler als sonst — Georges Warnung fiel ihr ein.

„Sie lasen im Lode?“ fragte Veri, der das eben zugefahrene Buch zur Hand nahm.

Paula erwiderte verlegen: „Mich interessierte das Kapitel über Erziehung!“

Veri sah sie freundlich an: „Das Beste muß die Mutter aus der Eingebung des Herzens schöpfen. Ich hatte eine Mutter, die wohl lesen und schreiben gelernt hatte — sie war ja nach damaliger vornehmer Sitte erzogen —, die aber seit ihrer Verheiratung kein Buch mehr zur Hand genommen. Sie erzog uns mit Hilfe eines Hauslehrers so gut, daß wir im Wissen anderen Knaben unseres Alters weit voraus waren, und dabei war sie in ihrer Strenge so milde, daß wir ihr immer blind gehorchten.“

„Paula, Ihr Mann war heute bei mir und hat mir den Hof gemacht“, rief Frau Veri dazwischen, „hat er es Ihnen gebeichtet?“

„Er hatte ja nichts zu beichten“, erwiderte Paula liebenswürdig. „Er weiß, daß ich stolz bin, wenn Sie dulden, daß er Ihnen den Hof macht!“

Nicu stand auf. Die Art, wie Cleopatra scherzte, war ihm unheimlich. Überhaupt! Wie sie da alle so harmlos zusammen saßen, als brenne nicht ein teuflisches Feuer in ihnen, unter ihnen!

hinter
5.74

Er holte ein Kästchen mit Photographien. Größtenteils waren es Abbildungen alter Meisterwerke, doch waren auch einige von den Bildern der letzten Salons dabei. Nicu und Cleopatra setzten sich an den Tisch, die Bilder anzusehen. Paula und Veri plauderten weiter.

„Die Frauen von Tizian sind mir alle zu stark“, holkiant. „Haben Sie dafür

Cleopatra war sehr kurzfristig und hielt die Bilder immer dicht an ihre Augen, Nicu mußte sich über sie beugen, um zu sehen, von welchem Bilde sie gerade sprach. Sein heißer Atem streifte ihren Nacken. Die Situation mißfiel ihr offenbar nicht. Sie verharrte in ihrer Lage und fuhr fort, ein Bild nach dem anderen anzuschauen. Es ist eine verstoßene Lust, mit vier glühenden Augen Bilder zu verschlingen, an denen nicht die Kunst, an deren lockendem Gleich das Ziel gemeinsamer Wünsche leuchtet. . . . Die beiden sprachen kein Wort. Alle Pulse schlugen ihnen. Ihre Hände zitterten jedesmal, wenn sie ein neues Blatt berührten. Und es klangen die Reden der anderen wie die monotone Begleitung zu der in ihrem Blute rauschenden Melodie.

„Erziehung kann alles aus einem Menschen machen“, fuhr der gute Veri gleichmütig fort. „Was wir jetzt als angeboren bezeichnen, ist nur ein Produkt der Erziehung der Vorfäter, sonst hätten die Menschenkinder ebenso wenig Begriff vom Unterschied zwischen gut und böse wie Tiere.“

„So viel Macht möchte ich der Erziehung nicht zuerkennen“, wandte Paula beiseiden ein. „Wenn ich auch nicht, wie es jetzt Mode ist, sage, daß alles angeboren sei, so glaube ich doch, daß Erziehung nicht viel mehr vermag, als die jungen Triebe ein wenig zu stärken oder ein wenig zu unterdrücken. Freilich fehlt mir die persönliche Erfahrung. . . .“

„Um vor Erfahrung sprechen zu können, müßte man Tausende von Fällen gesammelt haben. Auch aus mir spricht nur ein Glaube. Die allgemeinen Gesetze taugen leider fast nie für einen einzelnen. Man lernt an allem zuwischen.“

„So ist es mir auch gegangen. Man weiß schließlich nicht mehr, worauf es ankommt, wenn man sieht, daß die Menschen, die an Gottes und Ewiges glauben, viel Unglück auf Erden bereiten, während andere, die ohne das Leben, was wir Grundfeste nennen, den Mitmenschen häufig Glück bringen! Worauf kommt es an? Auf die Zeit, die wir leben, oder auf den ewigen Gedanken, für den wir leiden? Alles ist ja Auffassung! . . . Haben auch Sie manchmal gefühlt, wie schrecklich es ist, daß man nicht aus sich selbst heraus kann?“

Paula blinnte Veri so eifrig an, daß er lächeln mußte.

„In welchem Sinne aus sich selbst hinaus?“ fragte er.

„Um einmal die Welt wie ein Gottentotie betrachten zu können, um andere Ansichten über das Wichtige und Unwichtige zu bekommen!“

„Wir sehen immer die Vielfältigkeit der Auffassung unter den sogenannten Gebildeten sehr merkwürdig, mir schwindelte schon, wenn ich mich in die Seele eines meiner Freunde versetzen wollte. Doch habe ich bisher nie gehört, daß sich eine Frau mit solchen Dingen beschäftigt!“

„Sie verliert dabei wahrscheinlich“, entgegnete Paula kühl. Gern hätte sie weiter gesprochen. Sie war solche Gespräche einst gewohnt gewesen. Die halben Mondnächte hatten sie zu Dreierlei auf dem Balkon verbracht, sie und Elise, Jonas Frau. Paula erinnerte sich plötzlich eines Gesprächs über das Jüdisch-Gestirn: Daß die Lebenden auf jenem Sterne vielleicht den Tod nicht kennen, hatte einer gesagt — und wie sich wohl das Leben der Menschen gestalten würde, wenn uns der Tod fehlte. . . . ?

Als Paula und Veri schwiegen, löste sich auch der Rauberband über Nicu und Cleopatra. Die schöne Frau

warf das Bild, das sie eben in der Hand hielt, fort, so daß es über den Tisch flog.

„Dieses Süßliche in der modernen Kunst“, rief sie, „ist mir ekelhaft! Alles verpußigt!“

Paula hatte Cleopatra noch nie so derb reden hören, doch sie lächelte mit, als Veri und Nicu verzückt lachten. „Wenn das ein so modernes Bispchen sagt, wie du bist“, bemerkte ihr Gatte, „so klingt es drollig.“

„Ich hätte den wüsten Geist meiner Zeit, pflegte mein Mann, als er noch galanter war, zu sagen, wenn ich in jeder Vorlesung einschließe! Mich langweilt das Schwerfällige. Im Mittelalter war's besser, da gab es nichts als Rosen und Ritterlichkeit!“

„O, o! Welch ein geistlicher Tiefstimm!“ — spottete der Gatte.

„Über Mangel an Minnedienst sollten Sie doch nicht klagen“, bemerkte Nicu und versuchte vergebens Cleopatras ausweichende Blicke zu erfassen. „Sind wir Rumänen nicht ritterlich?“

„Nein, Nicu“, entgegnete Veri ernst, „das Wesen des Rittertums bestand in der Hochachtung vor der Frau. Hierzulande ahmen wir die äußere Galanterie nach, wie wir alles andere nachahmen. Aber wir mißbrauchen, mit wenigen Ausnahmen, die Frauen. Wir sind brutale und recht verderbte Leute!“

Cleopatra langweilte das Gespräch. So machte sie denn ihrem Mann ein Zeichen zum Aufbruch, und sie zogen sich zurück.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Deutsche Schützengrabenzeitungen. Gleich zu Kriegseinsatz machte sich unter den Feldgrauen das Bedürfnis fühlbar, sich selbst Unterhaltung und geistige Beschäftigung während der vielen langen Stunden in den Unterständen zu verschaffen. Dieses Bedürfnis, das Vorhandensein zahlreicher schriftstellerisch und zeichnerisch begabter Leute und nicht zuletzt der unserer Truppen lebendige, für jede Betätigung stets bereite Humor führten zur Gründung der Schützengrabenzeitungen, die heute so außerordentlich zahlreich sind, daß sie eine große eigene Literatur darstellen. Eine Literatur von Kulturdokumenten, die Art und Geist des deutschen Soldaten besser schildern, als jede noch so ausführliche Charakteristik eines Beobachters es vermöchte. Einen ebenso lehrreichen wie unterhaltenden Überblick über die deutschen Schützengrabenzeitungen gewährt eine unter diesem Titel von Fred W. Gardt bei R. Piper herausgegebene Sammlung. Trotz der überraschenden Fülle des Materials handelt es sich ausschließlich um echte Schützengrabenzeitungen, d. h. um richtige Soldatenarbeit im Felde, während die Zeitungen in den besetzten Gebieten wiederum für sich eine große Gruppe ausmachen könnten. Die erste deutsche Schützengrabenzeitung, die „Hohnader Neueste Nachrichten“ erhielten ihr Dasein, wie ihr Gründer Feldwebel Faz Edmeier selbst berichtet, auf höchst einfache Weise: „Ich lag in der Kompagnieschreibstube, welche ich beim in einer Vogesenferne am großen Hohnad aufgeschlagen hatte. Der Kompagnieschreiber, ein Heimatforscher, hielt gerade wieder einen seiner Vorträge über die Bayern im früheren Kriege und das hierüber aufgeschriebene Material in Bibliotheken und Archiven. War es Schicksal, daß ich, der ich auf die Unterhaltung nicht geachtet hatte, doch hörte, daß es in früheren Kriegen Feldzeitungen gab? Das war mein Fall! Sofort legte ich den Bleistift beiseite und horchte der Unterhaltung. Lange schon lagen die andern schlafend am Boden der Stube, ich sah aber noch grübelnd am Problem der Feldzeitung. Langes Zaudern ist meine Sache nicht. Schon am nächsten Tage erbat ich mir die Erlaubnis, Papier, Selbstgrapheminte und -papier besorgen zu dürfen. Stundenlang war der Weg. Aber abends sah ich schon wieder in der Stube und dreckste an dem Text für eine Feldzeitung. Am nächsten Abend malte der Schreiber sein sauberlich in Handschrift auf weißes Papier ein eisernes Kreuz und „Hohnader Neueste Nachrichten“. . . . Die Nr. 1 der ersten deutschen Schützengrabenzeitung war fertig gestellt. Der 14. Septemberabend im Kriegsjahr 1914 wurde ihr zum Geburtstag. Trotzdem die Gründer und Hersteller der

Schühengrabenzeitungen ihre eigenen Unternehmungen, wie man sieht, sehr bescheiden charakterisierten, ist das Geleiste doch von einer erstaunlichen Güte und Vielseitigkeit. Alles, was die Zeitungen und Zeitschriften in Wort und Bild zu bieten vermögen, wird hier geboten. Prosa und Poesie, politische Artikel, Erzählungen, künstlerische Zeichnungen, Karikaturen, Rätsellese, Witze, Briefkasten der Redaktion, Kritiken von Theateraufführungen und Besprechungen von Kunstausstellungen im Felde, auch Wissenschaftliches und Kulturgeschichtliches, ja sogar Anzeigen sind in den deutschen Schühengrabenzeitungen zu finden. In der Herstellung sind alle Arten vertreten, vom geschriebenen und primitiven, mit Kopiertinte verfertigten Blatt bis zur Handdruckmaschine und Kiegelpresse. Im Anfang war natürlich bei allen Schühengrabenzeitungen insofern des Mangels an technischem Material die Herstellung mehr oder weniger mühselig. Doch fast jedes Blatt machte eine rasche Entwicklung durch. Die „Champagne-Kriegszeitung“, im Januar 1815 auf Anordnung Seiner Excellenz Klerf, damals Kommandierenden General des 3. Reservekorps, gegründet, erschien z. B. in ihrer ersten Nummer auf einem Quartblatt zweiseitig beschrieben, in blauer Schreibmaschinenschrift und mittels Vervielfältigungsapparates hergestellt. Diese Herstellungsweise mußte von Januar bis April beibehalten werden; von Nr. 20 an wurde die Zeitung bereits mit einer Handkiegelpresse gedruckt, von Nr. 24 an erschien sie viersseitig mit einer zweiseitigen Beilage, von Nr. 43 an mit Illustrationen in Tiefdruck, endlich von Nr. 48 an achtsseitig und zweimal wöchentlich. Der schnelle Aufschwung der Schühengrabenzeitungen charakterisiert sich am besten durch die Tatsache, daß die jetzige Auflage der „Champagne-Zeitung“ durchschnittlich 20 000 beträgt und auf zwei Schnellpressen gedruckt wird. Oft vergißt man bei der Lektüre einer Schühengrabenzeitung ganz, wo und unter welchen Umständen sie hergestellt wurde, bis man dann am Schluß durch eine Bemerkung verblüfft wird, wie etwa: „Der Unterstand der verantwortlichen Schriftleitung befindet sich im Vogesen-Schühengraben . . . Das Original der Zeitschrift wird dort hergestellt.“ Auch Fest- und Extra-Nummern sind üblich, so gab z. B. die „Kriegszeitung der 4. Armee“ zu Weihnachten, zur Kaisergeburtstag und zum Geburtstag des Königs von Württemberg Sondernummern heraus. Besondere Erwähnung verdient schließlich eine Zeitschrift „Bazillus Verus“, die ausschließlich von Krankenwärtern eines Seuchenlazarets im Felde geschrieben und hergestellt wird. Der hohe geistige Stand unserer Feldgrauen zeigt sich in den Schühengrabenzeitungen vor allem in dem Interesse, mit dem sie der Geschichte der eroberten französischen und flandrischen Städte nachgehen, lettische Märchen und polnische Volkslieder sammeln usw.

Französische Steuerfragen. Die Bürde der Kriegskosten, die immer schwerer auf der französischen Regierung lastet, hat rasch und nach eine Fülle neuer Steuervorschläge gezeitigt. Interessant ist dabei zu beobachten, wie die französischen Bürger sich gegenseitig mit Steuern zu beladen suchen, indem jeder der Meinung ist, daß er selbst aus besonderen Gründen nicht besteuert werden dürfe, den anderen Mitbürgern aber nicht genug Steuern aufgeschliffen werden können. „Die ideale Steuer“, schreibt „L'Oeuvre“ in einer Besprechung dieser die Zuschriftenspalten der Zeitungen füllenden Streitigkeiten, „ist für jeden Bürger die Steuer, die seinen Nachbar trifft. Das Unglück ist nur, daß der Nachbar genau dieselbe Meinung hegt, weshalb es in ganz Frankreich kaum zwei Menschen gibt, die in der Frage der neuen Kriegsteuern miteinander übereinstimmen. Die Dame im ersten Stod, die von morgens bis abends Klavier spielt, findet es sehr richtig, daß der im zweiten Stod wohnenden Hundebesitzer eine Steuer distriert wird. Die Dame im zweiten Stod wiederum empfindet ehrliche Schadenfreude bei dem Gedanken, daß eine Klaviersteuer sie von dem Lärm unter ihr befreien soll. Die Dame im dritten Stod geht noch weiter, indem sie sowohl die Besteuerung des Klaviers wie die des Hundes gerechtfertigt findet, da sie selbst einen Papagei besitzt. Den interessantesten Steuervorschlag aber machte soeben ein Pariser Theaterdirektor. Er erklärt nämlich, daß man nicht, wie vorgeschlagen, die Theaterbesucher mit einer Zugsteuer bedenken sollte, sondern vielmehr diejenigen Leute, die nicht ins Theater gehen, da sie ja das Geld für die Willetts sparten und deshalb mehr als die anderen hätten, um die Steuer zu bezahlen.

Alaprotz, der erste Chemieprofessor an der Berliner Universität. (Zu seinem 100. Todestag, 1. Jan.) Als es sich 1810 darum handelte, zum erstenmal den chemischen Lehrstuhl an der neuerrichteten Berliner Universität zu besetzen, lag es nahe, zunächst an Alexander v. Humboldt zu denken, der damals auf der Höhe seiner Schaffenskraft stand und in dessen wissenschaftliche Allseitigkeit auch die Chemie mit eingeschlossen war; vor kurzem erst hatte er ja gemeinsam mit Gay-Lussac die berühmte Arbeit über die volumetrische Zusammensetzung des Wassers vollendet. Aber Humboldts Ziele lagen in einem anderen Bereiche, und so war kaum ein zweiter in gleichem Maße berufen, die Wissenschaft der Chemie an der neuen Hochschule in der preussischen Hauptstadt zu vertreten, wie Martin Heinrich Alaprotz, der zu den fruchtbarsten und schärfsten Beobachtern jener für die chemische Wissenschaft so überaus bedeutungsvollen Zeit gehörte. Als Alaprotz das Berliner Lehramt übernahm, war er fast 67 Jahre alt und hatte seine eigentliche Lebensarbeit bereits hinter sich; aber gerade seine reiche Erfahrung, die ihm als Lehrer und Forscher zur Verfügung stand, befähigte ihn wie keinen anderen zeitgenössischen Chemiker damals für die neue verantwortungsvolle Aufgabe. Alaprotz hatte sich aus den einfachsten Verhältnissen in die Höhe gearbeitet. In seiner Vaterstadt Bernigerode am Harz, wo er am 1. Dezember 1743 geboren war, besuchte er die Volksschule. Als Sechzehnjähriger begann er seine pharmazeutische Laufbahn in Quedlinburg und ging dann nach Hannover. Im Jahre 1768 trat Alaprotz als Gehilfe in die Apotheke „Zum goldenen Engel“ in der Mohrenstraße in Berlin ein. Er fand hier Gelegenheit, nicht bloß seine chemischen Kenntnisse zu erweitern, sondern auch seine mangelhafte Schulbildung durch nachträgliches Studium der alten Sprachen zu ergänzen. Tagein, tagaus gab es viel Apothekerarbeit für ihn zu verrichten; das hielt ihn aber nicht ab, nach vollbrachtem Tagewerk in seinem Mantelarmbücken bei faulem Kerzenschein sich in die alten Sprachen zu vertiefen, die er später meisterlich beherrschte. 1771 siedelte er in die Apotheke des älteren Valentin Rose, des Stammvaters der in der Geschichte der Chemie bedeutsam hervorgetretenen Familie, über, bis er sich 1782 durch den Ankauf einer Apotheke selbständig machte. Bevor Alaprotz dann im Jahre 1810 Ordinarius an der Berliner Alma Mater wurde, war er schon seit einer langen Reihe von Jahren Professor der Chemie beim königlichen Feldartilleriekorps und bei der königlichen Artillerie-Akademie gewesen und vielfache wissenschaftliche Auszeichnungen waren ihm zuteil geworden. In den bescheidenen Laboratorien der beiden Berliner Apotheken hat Alaprotz den größeren Teil seiner Untersuchungen ausgeführt, durch die er die Mineralchemie in so erstaunlichem Maße bereicherte. Man verdankt ihm die Kenntnis von vier neuen Elementen, die die Bezeichnung Uran, Titan, Zirkon und Cer erhalten haben, und diese Entdeckungen sind ihm keineswegs durch bloßen Zufall, sondern als die reifen Früchte seiner zahlreichen mustergültigen Mineralanalysen, für die er zwei neue Aufschließungsmethoden schuf, in den Schoß gefallen. Wir dürfen so Alaprotz mit vollem Recht zu den Begründern der analytischen Chemie rechnen, er ist deswegen aber auch den übrigen Gebieten der chemischen Wissenschaft keineswegs fremd geblieben. Wesentlich sein Verdienst ist es, daß die auf den Arbeiten des französischen Forschers Lavoisier fußenden Ansichten in Deutschland so schnell zur Annahme gelangt sind. Die eigentliche Stärke Alaprotz liegt aber in der analytischen Forschung, durch die er auch zur Erkenntnis anderer Elemente, wie Beryllium, Chrom und Strontium, Tellur, wesentlich beigetragen hat. Im Anschluß hieran sei eine Anekdote erwähnt, die noch heute in Chemikerkreisen nicht vergessen ist. In einer Gedächtnisrede soll nämlich einem Gelehrten eine kleine Entgeißlung passiert sein, indem er für Alaprotz den Ruhm in Anspruch nahm, die Zahl der Elemente, aus denen Gott der Herr die Erde geschaffen, um vier vermehrt zu haben. . . . Am 1. Januar 1817 ist Alaprotz, von dem August Wilhelm Hofmann sagt, daß er „für alle Zeiten das Vorbild eines echten Naturforschers gegeben habe“, gestorben. In den achtziger Jahren hat seine von Professor Ed. Rüdten ausgeführte Marmorbüste in der Aula der Berliner Universität Aufstellung gefunden. Nach dieser Büste ist auch das Medaillon Alaprotz's, das die Fassade des Universitätslaboratoriums in der Berliner Georgenstraße schmückt, von Wlth. Wolff modelliert worden.

Schach

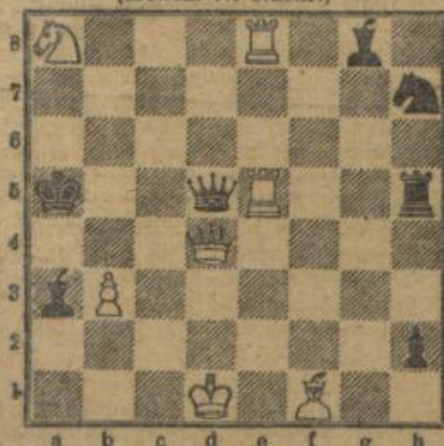
Alle die Schachbeilage betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.

Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

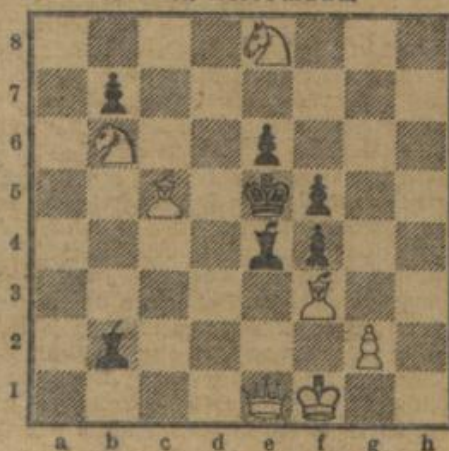
Wiesbaden, 31. Dezember 1916.

511. F. Sackmann.
(Münch. N. Nachr.)



Matt in 3 Zügen.

512. A. Ellermann.



Matt in 2 Zügen.

Partie 192.

St. Petersburger Turnier 1914.
(Spanisch.)

Weiß: Aljachin. Schwarz: Capablanca.

- | | | | |
|------------|--------|------------|--------|
| 1. e2-e4 | a7-e5 | 19. Df3-b7 | Df6xf5 |
| 2. Sg1-f3 | Sb8-c6 | 20. Db7xc7 | Df5-e6 |
| 3. Lf1-b5 | d7-d6 | 21. Dc7xa7 | Sb6-d5 |
| 4. d2-d4 | e5xd4 | 22. Kg1-f1 | Sd5-f4 |
| 5. Sf3xd4 | Lc8-d7 | 23. Te2-d2 | Sf4xg2 |
| 6. Sb1-c3 | Sg8-f6 | 24. Kf1xg2 | De6-g4 |
| 7. 0-0 | Lf8-e7 | 25. Kg2-f1 | Dg4-h3 |
| 8. Sd4-f5 | Ld7xf5 | 26. Kf1-e2 | Te5xe3 |
| 9. efxf5 | 0-0 | 27. f2xe3 | Dh3xe3 |
| 10. Tf1-e1 | Sf6-d7 | 28. Ke2-d1 | De3xe1 |
| 11. Sc3-d5 | Le7-f6 | 29. Kd1-c2 | De1-e4 |
| 12. c2-c3 | Sd7-b6 | 30. Kc2-b3 | De4-c6 |
| 13. Sd5xf6 | Dd8xf6 | 31. a2-a4 | d6-d5 |
| 14. Lb5xc6 | b7xc6 | 32. a4-a5 | Dc6-b5 |
| 15. Dd1-f3 | Tf8-e8 | 33. Kb3-a3 | Te8-b8 |
| 16. Lc1-e3 | c6-c5 | 34. Ka2-a2 | h7-h6 |
| 17. Te1-e2 | Te9-e5 | 35. a5-a6 | Db5-b3 |
| 18. Ta1-e1 | Te8-e8 | | |

Weiß gibt auf.

¹⁾ Dieser Abtausch ist verfehlt, da Schwarz nun zum Angriff kommt. g2-g4 war richtig. — ²⁾ Weiß hat nun keine Verteidigung mehr. Der Schluß ist glänzend. Der 23. Zug Capablancas zeugt von weiter Berechnung.

Auflösungen.

Nr. 508 (3 Züge). 1. De3, Kxe6 2. Dxb3; 1... gxb4 2. Sg5; 1... Kxg6 2. Sf8+; 1... h2 2. Df3+. Eine sehr schöne und schwierige Aufgabe.

Richtig gelöst von: F. S., Dr. M., J. B., St., Wdw. und Dr. Z., sämtlich in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bilderrätsel.



Fünfsilbig.

Ein Fragewort, ein Fluß und ein Gedicht,
Wer dies zusammenreicht, zusammenspricht, —
Der denke, um den Sinn herauszulocken,
An Graf von Stolberg, doch auch an den Brocken.

Tauschrätsel.

- | a | b |
|-----------------------|-------------------------|
| 1. Hausgerät, | 1. Gewölbe. |
| 2. Insekt. | 2. Frucht. |
| 3. Maß. | 3. Gliedertier. |
| 4. Biblischer Name. | 4. Stadt in Holland. |
| 5. Schiffsgerät. | 5. Flur. |
| 6. Gefäß. | 6. Himmelskörper. |
| 7. Verbandmittel. | 7. Gewächs. |
| 8. Märchenfigur. | 8. Teil des Baumes. |
| 9. Singvogel. | 9. Maß. |
| 10. Wild. | 10. Gefäß. |
| 11. Deutsch. Gebirge. | 11. Innerer Körperteil. |
| 12. Gewand. | 12. Blume. |
| 13. Baum. | 13. Familienglied. |
| 14. Gebäude. | 14. Bodenform. |
| 15. Biblischer Name. | 15. Farbe. |

Die Wörter von der Bedeutung unter a sind durch Änderung eines Buchstabens in Wörter von der Bedeutung unter b zu verwandeln. Die neu eingesetzten Buchstaben bezeichnen im Zusammenhange etwas Zeitgemäßes.

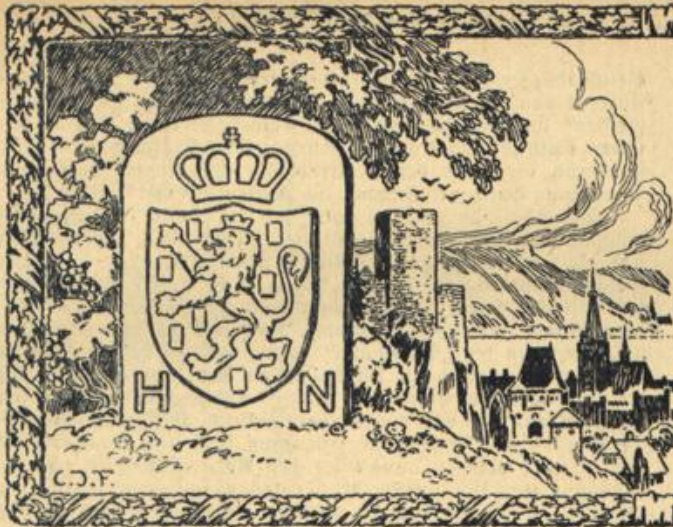
Zahlenrätsel.

6				10			9
5	7	7	11	10	3	5	
1	2	3	4	5	6	7	
8	6	9	2	3	3	8	

Die durch fette Ziffern bezeichnete wagerechte Reihe ergibt eine Zeitbenennung. Die senkrechten Reihen ergeben bekannte Hauptwörter.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 627.

Bilderrätsel: Vorsicht ist der bessere Teil der Tapferkeit. — Merkrätsel: Weihnachtskiste. — Weihnachten im Schützengraben: Wurst und Schinken. (Wurm, Stunde, Schein, Kern.) — Gleichung: Heilige Weihnacht. (a Heine, b Nebel, c Eal, d Berlin, e Bern, f Gewei, g Nacht.) — Begleitworte zur Liebesgabensendung: Wunsch, Punsch. — Anagramm: Aber, Rabe.



Alt-Nassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 13.

20. Jahrgang.

1916.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Aus Kirbergs alten Tagen.

Von Georg Roedler.

Auf flachen Nordhang des Lannus, dort, wo die das Gebirge quer überführende Bühnerstraße den Wald verlassen hat, um sich ins Limburger Becken zu senken, liegt der Flecken Kirberg. Von längstvergangenen Zeiten erzählen seine Burgruine, seine Kirche mit den farbenprächtigen, alten Fenstern und dem Grabmal des Ritters Gottfried von Reisenberg (1480 bis 1561) und die stattlichen Adels- und Bürgerhäuser. Bessere Kunde aber geben die alten Papiere, die sich in Ecken und Winkeln noch finden. Sie reden von schwerer Kriegsnot und Abgaben, von Streitigkeiten mit den umliegenden Ortschaften und weisen aus alten „Saahbüchern“ die Flurgrenzen nach bis zurück ins sechzehnte Jahrhundert. In oft noch tiefschwarzer Schrift, manchmal auch gelblich-braun von der Länge der Zeit, noch flimmernd vom aufgestreuten Sand, zeigt sich da, wie derbe Bauernfäuste, kräftige Junterhände mit „eygenhändtiger Hand“ um Recht oder Unrecht gekämpft, ihre Namen hingewuchtet, in wahrlich nicht schlechterer Schrift als heute nach fast zweihundert Jahren trotz aller Schulmühen. Fest und weiß ist das Papier noch heute, das in schönen, klaren Wasserzeichen, in Wappen und Umschriften seine Echtheit kundgibt.

Um die Weiderechtigung ging der Streit, um den „Waydtgang“ im Walde von Kirberg und Rauheim, zwei Jahrhunderte lang. Im Jahre 1575 schon erließen die Einwohner von Rauheim, dem Nachbardorf, eine Klageschrift gegen die Kirberger Adels- und Bürgerleute, welche sie von ihrem Weiderecht hatten verdrängen wollen.

„Edler Ehrenvester Herr Junker! Die Gemeindt zu Rauheim haben nechst Kirberg einen Heden, darinnen sie jährlich ihrer Beholzung und die Kirberger Burg Mann und Gemeiner innhalb aufgerichteten Vertrags d. do 1552 uff St. Martztag ihre Viehtrifft haben. Wiewohlen nun in dem aufgerichteten Vertrage außtrücklich vorgesehen ist, daß zu Fehelung und Pflanzung der Heden dieselbe in 6 gleicher Theil getheilt werden solt, deren Theil eins die Gemeine zu Rauheim jährlich zu ihrem Brennholz zu hauen recht haben sollen und solle das abgehauene Theil also baldt acht Jahr lang zu Fehelung und Aufpflanzung des Junggehölzes von Burgmann und Gemeiner zu Kirberg mit der Viehe Trifft verschonet werden undt des Zeit über gefriediget seyn und bleiben. Aber solches halten sich Burgmann und Gemeiner des aufgerichteten Vertrags im Geringsten nicht, sondern fahren ihres willens und wohlgefallens in des abgehauenen Theils gefriedeten Teil . . .“ In langer, umständlicher Sprache wird nun weiter berichtet, daß trotz Bitten, Warnungen und andgedrohter Pfändung die Kirberger den alten Vertrag nicht achteten. Darauf erschienen die Rauheimer Bevollmächtigten, die „Schäzer“, um den Kirberger Hirten festzunehmen. Der hat „sein Horn geblasen, die Kirberger schlugen Sturm, rückten mit gewehrter gewaltiger Handt“ auf die Weide, holten das beschlagnahmte Vieh wieder zurück, drohten den Schäzern mit Todtschlagen und trieben sie in die Flucht bis ins Dorf zurück.

Auf diese lange Klage hin hatte Wilhelm von Brambach, der Amtmann von Diez, die Kirberger am 25. Juni 1575 zur Verantwortung aufgefordert und ihnen bei „gnädig Straf“ auf-

gegeben, bis zur Entscheidung sich jeglicher „thatamen Gewalt“ zu enthalten.

Einhundertfünfzig Jahre fast waren seitdem verfloßen. Da erscheint im Jahre 1723 vor dem „Notar und hurfürstlich Trier'schen Spezial-Einnehmer Fuchs“ in Limburg eine Abordnung aus Limburg. Aus der darüber aufgenommenen Verhandlung seien nur die Überschrift und der erste Satz wiedergegeben:

„Im Rahmen Gottes, Amen. — Allermänniglichen Jeye hierdurch . . . kundt und zu wissen gethan, daß im Jahr nach Unseres Lieben Heylandts und Seeligmachers Jesu Christi heylsamer Geburt Ein Tausentt siebenhundert drey und zwanzig . . . bei Herrsch- und Regierung des Allerdurchlauchtigst- Großmächtigst- und Unüberwündtlichsten Fürsten und Herrn, Herrn Caroli, dieses Rahmens des Sechsten, erwählten und getröhten Römischen Kayßers . . . , König in Germanien, zu Hispanien, Hungarn, Boheimb, Dalmatien, Croatien und Schlawonien, Erzhertzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgundt, Stayer, Kärndten, Crayn und Württemberg, Graf zu Haabsburg, Tyrol und Görz, unseres Allergnädigsten Herrn, Sr. Römischen Kayserlichen und Catholischen Majestät Reichens, des Römischen im Zwölften, des Hispanischen im Zwanzigsten, des Hungarischen und Boheimischen aber im Eylften Jahre, auf Sambstagh . . . Zehendte Tagh Monatsz Juh . . . vor mir . . . offenbahren Kayserlichen geschworenen Notario . . . persönlich erschienen ist der Ehrengachte . . .“ Auf vielen, vielen Bogen engbeschriebenen Kanzleipapieres wird nun auseinandergelegt, daß nach der Kläger, der Rauheimer, Ansicht der Wald, die „Rauheimer Heden“, deutlich abgesteint ist zwischen Kaltenholzhäuser und Kirberger Besitz. Das Leipziger Urtheil vom 2. Juli 1712, ein im Weidestreit noch oft erwähntes „Leiblicher Interlocuto“, das den Rauheimern ungünstig sei, sei eine „lehre Abspeisung“. Wenn damals keine genügenden Beweise für die Weiderechtigung vorgebracht seien, seien nicht „wir Unverständige Bauersleuthe schuld, sondern die H. Gn. Beamte“ und die „advocaten“.

Doch auch die Gegenpartei bringt langatmig ihre Klage vor. Sie verlangt Genugthuung, weil die Rauheimer Vieh von Kirberg auf der gemeinsamen Weide beschlagnahmt und einem Schaf zum Zeichen der Pfändung ein Ohr abgeschnitten. Auch nehmen die Kirberger neben der Berufung auf das Leipziger Urtheil das Verjährungsrecht für sich in Anspruch; die Schafweide sei zudem erlaubt, so lange sie nicht von der Herrschaft verboten sei.

Rauheimb erwidert, es sei Kirberg keinen Weidegang schuldig. Die Kirberger möchten erst die Gemarkungsbücher vorweisen.

Kirberg lehnt ab, zur Vorlage der Märkerbücher seien sie nicht bevollmächtigt, auch sei dies alles längst gerichtlich klargestellt.

Darauf ergeht der kurze Schiedsspruch: „Die Beklagten“ (gemeint sind die Rauheimer) „sollen die Kläger unturbiret lassen und bey dem nächsten Amts-Berhöhr ferneren Bescheids erwahrten.“ und es heißt: „Kläger seindt des Bescheids zufrieden, Beklagte beschweren sich dagegen und wollen ihr Sach weiter suchen.“

Damit ist die Angelegenheit einstweilen abgeschlossen. Die Nauheimer wenden sich an die höhere Stelle und übertragen ihre Sache wieder dem Notar Fuchs. In einem langen, mit lateinischen Fachausdrücken reichlich durchzogenen Schreiben bringt der die Einwände der Nauheimer zu Papier: Für das Leinwichter Interlocuto bestehe „in alle ewigkeit mit Rechtsgrund“, da die Auszüge aus den „Märder- und Saahlbüchern“ nicht „obervirt“ worden. Es sei behauptet, die „beyderseiths Regierung“ (die gemeinschaftliche Regierung von Nassau-Diez und Jostein-Saarbrücken) habe wegen der Weide zwischen Kirberg und Nauheim einen Vergleich zustande gebracht. Die „Gemeindt Nauheim“ habe aber „niemahlen das geringste mit von solchem Vergleich gesehen noch gehört, vielweniger dabey gewesen“. Auch die sonst „ahngesführten originalibus documentis oder Verträgen“ seien „der geringste Buchstaben mit glaubhaft“. Nach den alten Saahl-Büchern in den Archiven zu Diez und Dillenburg habe die Kirberger Adelsheerlichkeit nur Hoheitsrechte, aber keinerlei Vorzugs-Nutzungsrechte an „Waldung, Feden und Wawotgang“. Trotzdem treibe aber die Beamtenchaft von Diehlich und Josteinischer Seiten das meherste Vieh in den eigenthümlich Nauheimer Wald und beanspruche die beste Nahrung.

Dieser „insetirte requisitions- und appellations-Zettul“ ist von „Jacobus Fuchsius als römischer Kayserl. Majestät geschwobener Notarius“ unterschrieben und unterlegt. Als herbeigerufene Zeugen haben sich unterzeichnet Martin Dods, Krämer aus Limburg und Johanneßen Stürms, Inwohner im Rhingau von Nauenthal und die vielen Vertreter der llegenden Gemeinde. Dann folgen lange Auszüge aus alten Büchern des „Stifts Limburg“ und aus den „Märder-Büchern“, den „Saahl-Büchern“, zurückreichend bis zum Jahre 1520 und beglaubigt von Notarius Ludovicus Valthasar Theiss in Kirberg und von Archivarius Henrich Herchen in Dillenburg.

Es scheint, als ob die Nauheimer nun doch ein siegreiches Urteil erlangt hätten, denn im Jahre 1767, also fast vierzig Jahre später, bevollmächtigte die Kirberger ihren „gegenwärtigen Gerichte-Bürgermeister Phil. Jacob Steinmek“, damit er „protestiere gegen die Wiederrechliche und zum Nachtheil des Fledens Kirberg vorgenommene Behängung im Nauheimer Wald“. Sie bitten eine „unpartheijische Commission“ zu ernennen, damit „nicht allein diese Strittigkeit, sondern auch alle andere Irrungen . . . möchten gehoben und geschlichtet werden, um endlichen einmahl wiederum zur Ruhe und längstgewünschten Sicherheit zu gelangen.“

Fast zweihundert Jahre währt der Streit um den „Wawotgang“. Längst schon waren die Personen, die ihn zuerst führten, dahingegangen, aber noch immer war die alte Streitfrage ungeschlichtet. Jede Partei glaubte im Recht zu sein, und mit Hilfe der unendlich langsam und umständlich arbeitenden Rechtskundigen wurde die Sache immer wieder vorgebracht. Zu den Notaren und Gerichtsbeamten Fuchsius, Theiss, Kayser und Bausch lernen wir noch die Rechtsgelehrten Herbert in Frankfurt, Spannkneben in Diez und Gulichen in Weplar kennen. Freilich hat dieser lange Streit auch große Geldsummen verschlungen, und die Advokatenrechnungen zwischen den alten Papieren geben manchen Einblick. Schon im Jahre 1656 hatten die beteiligten Gemeinden — Kirberg hatte gleichzeitig auch mit anderen Ortschaften Grenzstreitigkeiten — die Summe von fünfshundert Reichsthalern aufzubringen. „Antreas Herbert, Notary undt Bürger zu Frankfurt am Mayn“, bescheinigt am „16./26. Septembris dieses Sechzehnhundert Sechs undt funfzigsten Jahres“ den Empfang einer Abschlagszahlung von „Ein Hundert Rthlr.“

Eine spätere Zusammenstellung aus den Jahren 1720 bis 1729 zählt in langer Reihe u. a. auf:

„Des Fledens Kirberg debet vor gethane gratifications, als: 1720, 28. Febr. f. die Gem. Nauheim zu Kirberg gewesen pro via et neglectis 3 Rthlr. . . . 18. April, die Gem. Nauheim eine Vorstellung beschwohren um ohnbilligen Behaung des Walds exhibiret 1 Rthlr. 30 Albus. . . . 1721, 6. Novbr. Eine nochmalige Schrif: von 3 bogen wegen bestritten Wewdgangs 1 Rthlr. 30 Albus. . . . 1725, 10.—14. 7 bris zu Weplar gewesen pro diaetis . . . 20 Rthlr., vor 5 Tägige pferdheuer 3 Rthlr. 20 Albus. . . . 15. Aug. Ein ferner Schreiben Hr. Dr. Gulich zu Weplar 20 Albus, ahn Jhro Dchls. zu Jostein ein unterthänig Bittschrist gem. 40 Albus. . . .“

So geht das fort. In neun Jahren „206 Rthlr. 50 Albus.“ Dann folgen die Quittungen, meist über oft wiederholte Abschlagszahlungen.

Die Entrichtung der schuldigen Beträge mag der unterlegenen Partei nicht immer leicht gefallen sein, und der Advokat scheint sich wegen der Restzahlung beschwerdeführend an das Amt gewandt zu haben. Denn Schultheiß Resbächer und

Gerichtsbürgermeister Kreppel versprechen namens des ganzen Fledens dem „hochedlen Recht- und Hochgelahrten Herrn Rentmeister“ am 29. January 1748 binnen vierzehn Tagen den Herrn Rath Spann Knab zu befriedigen. Die eine Hälfte der Forderung soll aus der Gemeindefasse, die andere durch eine Sammlung durch „Aufheben“ im Fledens geleistet werden.

Der Adel von Kirberg hatte sich im Jahre 1725 zur Erlangung der Weidevorteile mit der Bürgerschaft einig erklärt und die Durchführung des Streites unterstützt. „... sonder Gefährdt und Arglist“ hatten „Adelige und Burgleuth“ gemeinsam mit der Bürger- und Bauernschaft die Vorteile der Weideberechtigung erkämpfen wollen. Doch als es aus Bezahlen ging, schienen die „Burgleuth“ wenig Lust zu haben, sich mit der Gemeinde eines zu fühlen. Aber das Amt entschied auf die Beschwerde der Einwohner „... und nach der allgemeinen Rechts Regul: qui vult sentire commodum, relit et in commodum“ (wer das Angenehme will, muß auch das Unangenehme mit in Kauf nehmen) und wies den Adel in ziemlich scharfer Mahnung an, sich wegen der Teilkosten mit dem Fledens zu einigen: „... es wird ein endlicher Terminus von 6 Wochen anberaumt, mit berührter Gemeinde sich entweder selbst in güte zu verstehen oder aber gewärtigen, daß nach der von beyderseiths Hochfürstl. Regierungen in hoc puncto emanirter Verordnung gegen wohlgedachten H. Possessores und Beständen der freypadeliche Güter vielleicht auf eine unbeliebige Art (deren man doch lieber entübrigt seyn mögte) progrediret werde. Kirberg, den 5. t. Martii anno 1729. Gemeinschaftl. Anbt hierelbst.“

Damit schließen einstweilen die Aufzeichnungen über den zweihundertjährigen Streit um die Weide.

Eine Kriegslist der Hessen gegen Nassauer vor 500 Jahren.

Von Pfarrer Aebe, Bergebersbach.

Gute Freunde und getreue Nachbarn waren die Hessen und die Nassauer im Mittelalter die wenigste Zeit, vielmehr haben sich die Landgrafen von Hessen und die Nassau-Dillenburg Grafen gar manchmal damals in den Haaren gelegen. In einer jener zahlreichen Fehden hat eine Kriegslist der Hessen den Nassauern schwere Verluste verursacht.

Im Jahre 1413 war der betagte Landgraf von Hessen, Hermann der Gelehrte, gestorben. In seinen letzten Lebensjahren hatten ihm die Raubereien und Verwüstungen des unruhigen Dillenburg Grafen Johann mit der Haube in Oberhessen manchen Verdruß bereitet. Allein er war alt und kriegsmüde geworden und hatte dem übeln Spiel untätig zugeesehen.

Der neue hessische Landgraf, Ludwig I. der Friedensame, dagegen war trotz seines Beinamens schon eher feherlustig und bereit, mit dem Nassauer Grafen anzubinden. Veranlassung gab es bald dazu. Um 1416 hatte Graf Johann mit der Haube den landgräflichen Hofmeister von Niedesfel, der Landvogt an der Bahn war, gefangen genommen, und der erzürnte Landgraf sandte darum ein Heer unter Werner von Elben und Konrad von Wallenstein in die Nassau-Dillenburg Lande.

Der Hauptzweck solcher feindlicher Einfälle war, weniger feste Plätze zu erobern und Schlachten zu schlagen, als vielmehr auf dem Lande zu fengen und zu brennen, zu plündern und zu rauben und sich dann mit dem Raub bei Zeiten in Sicherheit zu bringen. So war auch diese hessische Streitmacht vor allem auf „Nahme“ und „Brand“, wie die Alten die schlimme Sache zu nennen wußten, bedacht und war fengend und brennend, verwüstend und verheerend an der Dill vorgebrungen und bis in die Nähe von Dornborn gekommen.

Dort lag bei Sinn in einem Seitental ein adliger Hof Stippach. In diesem Stippacher Grunde ruhten die Hessen von ihren Feinden aus und dachten nun wohl daran, ihren Raub in hessischen Burgen zu bergen. Aber welcher Schrecken für die Hessen, als unerwartet der Dillenburg Graf Johann mit der Haube mit doppelter Heeresmacht auftauchte und die Hessen zu umzingeln drohte.

Johann mit der Haube war durch den hessischen Einfall in sein Land nicht überrascht worden, hatte er in

Hessen doch einen Verräter gefunden, der den bezeichnenden Namen Galgenholz führte, und der ihn rechtzeitig von den Rüstungen der Hessen benachrichtigt hatte. In aller Stille hatte er ein starkes Heer zusammengebracht und nahte nun unerwartet in der Stippach den Hessen.

Durch das plötzliche Erscheinen des Nassauer Grafen kamen die Hessen in große Not. Zu offenem Widerstand waren sie viel zu schwach, und nur eine außerordentliche Kriegsliste konnte dem weit überlegenen Feinde den gewissen Sieg entreißen. Zu diesem Zwecke wurden alle Trostnechte in einem nahen waldigen Grunde versteckt und ihnen der Befehl gegeben, sobald sie das Zeichen zur Schlacht vernähmen, in die Hörner zu stoßen und durch lautes Kriegsgeschrei den Feind zu verwirren.

Diese Kriegsliste der Hessen gelang auch über Erwarten. Durch den unvermuteten Lärm wurden die Nassauer aufs höchste bestürzt, da sie Verrat fürchteten und in einen Hinterhalt geraten zu sein meinten. Ihre Schlachtreihe, die sogleich in Unordnung und Verwirrung gekommen war, geriet ins Wanken und löste sich bald in allgemeine Flucht auf. Jedoch nur ein Teil entkam. Der größte Teil der nassauischen Ritter wurde gefangen, auch das Banner des Grafen Johann mit der Haube wurde erbeutet und prangte später als Siegestrophäe in der Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg neben dem ebenfalls in jener Zeit eroberten Banner des Mainzer Erzbischofs.

Graf Johann mit der Haube selbst entging der Gefangenschaft. In wilder Flucht konnte er sich nach Herborn retten, wo ihn und den Rest seines Heeres die starken Mauern und Türme der Stadt vor weiterer Verfolgung schützten.

Am schlimmsten erging es in jener Schlacht bei Herborn in der Stippach dem nassauischen Fußvolk, das zum Teil aus hörigen Bauern bestand. Von den stehenden Rittern im Stich gelassen, mußte es sich den Hessen auf Gnade und Ungnade ergeben. Mit dem gemeinen Mann wurde nicht viel Federlesens gemacht: die armen gefangenen Bauern wurden kurzerhand erschlagen. Ein glimpflicheres Schicksal dagegen ward den gefangenen Rittern zuteil, die in ein ritterliches Gefängnis abgeführt wurden.

Wie bedeutend diese Niederlage der Nassauer war, zeigt sich darin, daß die Türme von Königsberg bei Füssen, Blantenstein bei Gladenbach, Viedenlopf und Marburg geöffnet werden mußten und eben hinreichten, die zahlreichen gefangenen Ritter unterzubringen.

Unter den Gefangenen war zur Freude der Hessen auch der verräterische Rundschafter Fritz Galgenholz, der seinen Landesverrat nun mit dem Leben bezahlen mußte. „Falsch wie Galgenholz“ wird heute noch sprichwörtlich in der Dillgegend gesagt.

Von dieser Niederlage des nassauischen Grafen Johann mit der Haube haben die älteren Nassauer Historiker aus begreiflichen Gründen nur wenig berichtet. Um so ausführlichere Kunde geben uns dafür die alten hessischen Chroniken, und in der hessischen Reichschronik ist dieser Sieg der Hessen in vielen Versen besungen worden.

Die Zeit dieser Niederlage Johanns mit der Haube ist nicht mehr genau zu ermitteln. Die meisten hessischen Chroniken verlegen sie vor die Fehde, die Landgraf Ludwig I. der Friedfame gegen Mainz führte; nur die Sentenberger Chronik gibt sie nach der Mainzer Fehde an mit der Begründung, die Mainzer Fehde wäre der erste Feldzug des Landgrafen Ludwig gewesen. Dabei ist aber nicht bedacht worden, daß der Landgraf in dieser Fehde zwischen Hessen und Nassau nicht persönlich zugegen war. Diese Niederlage wird also wohl um das Jahr 1416 zu legen sein.

645

Die Nassauer vor 300 Jahren.

Vor längerer Zeit machte ich mir aus einem Büchlehen einige Auszüge, das im Jahre 1712 bei dem Buchdrucker und Buchhändler Ernst Winkler in Wehlart unter einem der Citter der damaligen Zeit entsprechend, sehr langen und sehr umständlichen Titel erschienen ist. Das Büchlehen ist die „Nassauische Chronik“, die Johann Textor von Paiger 1617 „aus allerhand Büchern und Schriften, auch eigener Erfahrung zusammen gezogen und publiziert“ hat. Ich gebe nachstehend meine Auszüge wieder, soweit sie sich auf die nassauische Bevölkerung beziehen.

Wein wurde nach Textor nur in dem Bezirk der Grafschaft Diez „und daherum an der Lahn“ (Lahn) gebaut. Die Viehzucht war besonders stark auf dem Westerwald vertreten, „da das Volk sich gar sehr derselben beziehet, also daß mancher Hausmann gefunden wird, der einen ganzen Haufen von Kühen, Rindern, Schafen und Hammeln beieinander hat, dadurch sie von den Kühen viel gute Butter und Käse machen und verkaufen, jedoch noch einen guten Vorrat für sich und die ihrigen in der Haushaltung haben. Von etlichen und zwar Fremden oftmals ein guter Westerwälder Käse für einen holländischen bezahlt wird. Als solcher Ursachen wegen wir den Westerwald mit gutem Recht unser Holl- und Friesland nennen, auch dafür achten und halten können.“

Die Einwohner und das Landvolk betreffend, so ist es ein einfältig, aufrichtig und getreu, sowohl gegen die Fremden als auch unter sich selbst, bevor aber ihrer angeborenen Obrigkeit. . . . Sonst aber ist es harter, starker, gefestigter Leiber und Glieder, arbeitsam und fleißig . . . wie auch Hitze und Frost zu vertragen, von Jugend auf gewöhnt.

Was die Landsprache anlangt, tut, ob sie wohl alle Hochdeutsch, so ist sie doch nicht einerlei, sondern etwas grob, und hat gleichsam ihren Dialectos und besondere Art.

Schulen, denen sowohl für die Knaben als Mägdelein beinahe in allen Dörfern angeordnet sind.

So sind die Städte mit hohen Mauern und Türmen, etliche auch mit einem Graben umgeben. . . . Dem äußerlichen Ansehen nach sind Städte und Dörfer ansehnlich wegen der hohen Kirch- und anderen Türmen, auch den dabei liegenden hohen Verghäusern, Schlössern und adeligen Wohnungen. Die Häuser sind von Eichenholz und Lehm erbaut . . . in den Städten von drei bis fünf Bewändern oder Rodimen überseht und gemeiniglich mit Stroh oder Schieferstein gedeckt. Die innerliche Zierart der Häuser ist mit der niederländischen sauber- und feinerlich nicht zu vergleichen, aber doch reinlich. In den Städten sind die Stuben mit Kalk hübsch weiß gebunden, etwa auch mit Farbe bemalt, getäfelt mit von Schreibern gemachten künstlerischen Fresken, darauf allerhand farbenschöne Gläser und Trinkgeschirre stehen, wie auch Zinnowerke. Schöne Tische, Bänke, Stühle und Schemeln sind da. In den Kammern stehen stattliche Bettladen und gezeirte Betten, große und kleine Kisten. Der Häuserboden ist mit allerhand kupfernen, messingnen, zinnernen, eisernen, hölzernen, erdnenen Hausrat: Schüsseln, Löffeln, Kannen, Tellern, Töpfen, Kesseln, Pfannen, gezeirt und herausgeputzt. In den Dörfern haben die Häuser gewöhnlich nur eine Stube und eine Kammer. Der Herd steht fast mitten im Hause, zu beiden Seiten befinden sich die Viehställe.

Die Haus Speise in Stadt und Dorf: Entweder reines Kornbrot oder mit Gerste, Hafer, Bohnen usw. gemischt. Auch wohl Wecke aus Weizenbrot. Frisches Fleisch, Suppen oder Brühe, auch von Wein, Bier oder Milch, von Hirse, Reis, Weizen, Weizen- oder Hafermehl mit Milch, oder aber mit Wasser gekochter Brei, geschälte Gerste, Erbsen, Linsen, weiße und gelbe Rüben, weiß und süß, oder aber eingelegt Kraut, grün oder gedörrtes Rohrkraut, Eier gekochten, gebacken, zu Kuchen gemacht oder sonst zugerichtet, Milch, Butter, Käse, Apfel, Birnen usw. Ihr Trank ist gemeinlich von Gerste- oder Weizenmalz und Hopfen gekocht, oder ein von gebackenen, gedörrten wilden Äpfeln und Birnen mit Wasser gekochtes Schenk-Bier. Bei Hochzeiten gibt es auch andere Speisen von Hühnern usw., allerhand Fische, dabei andere stattliche Wein und Pächsen. Man weiß dieselben auch trachtenweise an- und zuzurichten, und mit gutem Bier, ober- oder niedertheinischen weißen und roten Wein aufzustellen.

Die tägliche Kleidung des gemeinen Mannes ist weiß und schwarz von Leinen, Zwilche usw., gemeinlich aber aus blauen, braunen und grauen oder anderen gemengten Farben bestehenden schlechten Wollentuch. An Sonn- und Feiertagen aber von Leder, Varchent und gutem Wollentuch in allerlei Farben. Darinnen wie an Materie, Zeug und dem Wert, also auch an der Form und den Trachten, welche nach den Sinn- und Köpfen, wie fast aller Ort und Lande geschieht, variiert und geändert wird, daß heutzutage recht wohl gesagt werden kann:

Bauer, Bürger und Edelmann

Am Kleid man oft nicht kennen kann.

Kriegsübung: Im 15., 16., 17. und 18. Jahre „in dem Auszug heraus erlesen und gewonnen,“ mit Musketen oder Picquen oder langen Spießen bewaffnet, werden die jungen Leute „bei dem ordinari monatlichen Scheibenschießen und bei der Nacht, so sie wöchentlich auf der Reihe durch die Städte und Dorfschaften rottenweise auf dem Schloßern bei den Hofhaltungen zu halten pflegen,“ vom Land-Kapitän und „verordneten Nacht-meistern“ überwiesen. „Man findet nicht leichtlich ein Gemeindmann, der da nicht in solchem Soldatenauszug gewesen sei. Daher die Nassauischen ein geübt Volk, gute tapfere Soldaten und Kriegerleute geben.“ —ch.

S. 5

Altnassauer Allerlei.

= Die Examenmahzeiten am Idsteiner Gymnasium im 18. Jahrhundert. An dem früheren Gymnasium in Idstein fanden jährlich zwei öffentliche Prüfungen statt, bei denen auch die Geistlichen von Stadt und Land zugegen waren. Ihnen wurde an diesem Tage freie Verpflegung aus der Schulkasse, der sogenannten Präsenz¹⁾, gewährt. Wie gut man in früheren Zeiten zu essen verstand, wird für manchen Feinschmecker von Interesse sein. Im Jahre 1776 reichte der Lammwirt Heß auf eine Anfrage des Konistoriums folgendes „Promemoria wegen der Mahlzeiten der Geistlichen“ ein: „Mittags bekommen solche 1. des Frühjahr: a) eine Reisuppe mit eingelegter gefüllter Kalbsbrust, b) ein grün Gemüse mit Bratwürsten, c) ein Stück Rindfleisch ungefähr 18 Pfund, d) Pasteten mit Kalbfleisch, e) Laberdanisch in Butter, f) 3 Kalbsbraten 8 bis 9 Pfund. Alles auf 24 Personen gerechnet und auf jede wiederum ein Schoppen Sechsbahnenwein. — 2. Herbstzeiten: a) obige Suppe mit gefüllten jungen Hähnen, b) grün Gemüse mit Bratwürsten, c) Rindfleisch wie oben, d) Pasteten mit jungen Hähnen, e) gebadener Reis mit einer Eiersoße, f) 3 Hammelbraten 8 bis 9 Pfund, g) Wein wie oben. — 3. Abendessen, so nebst den Tafeltüchern und allem Zubehör in die Gymnasialgebäude geliefert wird. Ist Herbst und Frühjahr gleich und besteht: a) in zwei guten Braten, des Frühjahr Kalbs- und den Herbst Hammelbraten, b) zwei Schüsseln Salat, des Frühjahr Schmalzkrant und den Herbst Winter-„Antivien“ (Endivien), c) 2 Pfund Edamerkäse, d) 2 Pfund frische Butter, e) 1 Pfund Lichter, f) 10 Maß Wein. Überdies erhalten der Herr Superintendent 2 Maß, der Herr Pfarrer Kraus 2 Maß, ein zeitlicher Rektor auch 2 Maß, ein zeitlicher Prorektor eine Maß, ein zeitlicher Konrektor eine Maß, der zweite Stadtpfarrer eine Maß, der zeitliche Kantor eine Maß, der Organist Kienewetter eine Maß, der zeitliche Präsenzmeister eine Maß, der Bäcker, so das Brot auf des Examen bäckt, 1/2 Maß, der Präsenzmitter 1/2 Maß. Alle die Maß zu 24 Kreuzer. Vor obige Bewirtungen werden jedesmal 24 Gulden, also das Jahr 48 Gulden bezahlt. Außer diesem erhalten nun noch besonders ein zeitlicher Kollaborator²⁾ eine Maß, ein zeitlicher Sprachmeister eine Maß, der Rechenmeister Viehmann eine Maß, Herr Scholarch³⁾ und Rektor Stritter eine Maß, wiederum zu 24 Kreuzer, welche noch außer obigen 24 Gulden bezahlt und von einem zeitlichen Scholarchen angewiesen werden.“ — Kein schriftlicher Akkord ist vorfindlich hiervon, das Herkommen desselben aber über 50 Jahre. Ziemer.

R. N. Der Dillenburgier Tiergarten. „Eine kleine Stunde von Herborn Nordwestwärts, fast mitten zwischen dieser Stadt und Dillenburg liegt ein sehr zierlicher Thiergarten, desgleichen wenig in Teutschland mag gefunden werden. Er ist mit denen schönsten Dainen- und anderen Bäumen bepflanzt, mit angenehmen Auen und einer reichen Forst-Bach, auch einem großen fischwehher versehen, und mit allerlei wildpret, so wol rothen als schwarzem davon wenigstens dimalen (ca. 1713 bis 1717) an 1000 Stück sind, angefüllt, die bei 100 ten auf

¹⁾ Präsenz bezeichnete ein geistliches Stift, Präsenzmeister den Verwalter desselben. Präbentarius hieß er vor dem alten Gese der Stifter, vermöge dessen nur diejenigen Geistlichen des Stifts oder Diaconi, welche praesentis oder anwesend waren, ihr Gehalt oder es wenigstens ungeschmälert erhielten. Der Idsteiner Präbentarius war gebildet aus den Gütern und Gehälten der ablaßen Nonnenklöster Affolterbach und Walldorf, sowie der Idsteiner Stiftsschule und wurde zur Aufbesserung gering dotierter Barreien und zu Schulzwecken verwendet.

²⁾ Kollaborator hieß der vierte ordentliche Lehrer des Gymnasiums.

³⁾ Scholarch.

denen wirsen gehen, und fast zahm sind. Am ende nach Dillenburgischen seiten Dieget ein fürstliches jagd- und lust-Haus, Ludwig's-Brunn, von seinem erbauer Fürst Ludwig-Heinrich benahmet; welches ob es wol nicht allzu-groß ist, nichtsdestoweniger so bequem eingerichtet, daß die ganze fürstlich-Dillenburgische Hofstatt oftmalen ein 4 tel Jahr darinnen sich aufhält, absonderlich gegen Herbst-Zeit, um die Lust vom Hirschschreien zu genießen. Gegenwärtig regierender Hochfürstlicher Durchlaucht haben in den Hoff dieses Hauses ein rares zahmes wildpret als wilde Schweine, geschedte Hirsche u. d. g. thun lassen. Derbornwärts stehet noch ein sehr wolgebautes Haus, dessen Situation auf einem Felsen einen angenehmen prospect giebet.“ (Handschriftlicher Eintrag in ein Exemplar der Tertorischen Chronik vom Jahre 1617.)

S. 5

Inhalts-Verzeichnis.

- Arbeitslöhne im 16. u. 17. Jahrhundert. Von Th. Schüler. S. 46.
 Bergbau und Hüttenwerke Nassaus 1856. S. 40.
 Bierbrauereien Nassaus im Jahre 1858. Von Th. Schüler. S. 31.
 Dillenburgier Tiergarten, Der. S. 52.
 Driedorf 1672, Der Brand von. S. 48.
 Elterhausen 1396, Die Zerstörung der Raubburg. S. 44.
 Feldschütz in Nassau-Oranien, Der. Von J. Brumm. S. 23.
 Franzosen auf Nass. Boden vor anderthalb Jahrhundert, Ein Vorpstengesecht gegen. Von Pfarrer Rebe. S. 27.
 Galgen im Jahre 1816, Die Befestigung des. S. 40.
 Grottenstein 1361, Die Zerstörung des. S. 48.
 Handwerkesgefallen von Anno dagumal. S. 40.
 Idstein, Ein Sonntagabend in dem alten. S. 47.
 Idsteiner Gymnasium i. 18. Jahrh., Examenmahzeiten am. S. 52.
 Juden in Nassau, Die. S. 43.
 Jungfernorrdnungen für die Schloßer Dillenburg und Driedorf. Von Th. Schüler. S. 9.
 Kirbergs alten Tagen, Aus. Von G. Koedler. S. 49.
 Kriegsfreiwilliger in der Armee Friedrichs des Großen, Ein Nassauer als. S. 39.
 Kriegslift der Hessen gegen Nassauer vor 500 Jahren, Eine. Von Pfarrer Rebe. S. 50.
 Laufenselden, ältere kirchliche Verhältnisse. Von Wüst. S. 1.
 Ländchen in älterer Zeit, Bevölkerung und wirtschaftliche Verhältnisse des. Von Th. Schüler. S. 33.
 Leiningen-Weisterburg-Alt-Leiningen, Friedrich I., Graf zu. Von D. Fuchs. S. 7.
 Lehrlingswesen, Das alt-nassauische. S. 32.
 Marceau-Denkmal bei Höchstebach. Von Eichhoff. S. 3.
 Mädchen Schulen in Nassau. Von J. Brumm. S. 41.
 Mähligkeitsverordnung, Eine. S. 46.
 Metzger im 18. Jahrh., Vorschriften für die Wiesbadener. S. 16.
 Nassau, Der Name. S. 20.
 Nassauer vor 300 Jahren, Die. S. 51.
 Raurod, Zur Geschichte des Dorfes. Von Wüst. S. 36.
 Nikolaus I., Bischof von Speyer. Von M. Escherich. S. 4.
 Oberurseler Gewerbe a. d. Altfrankl. Messe. Von Harrach. S. 28.
 Okristel a. M. Von J. Brumm. S. 45.
 Oranierin, Die letzte. Von Pfarrer Rebe. S. 10.
 Religiöse u. sittliche Verhältnisse in Mosbach, Schierstein u. Wiesbaden zur Zeit der Reformation. Von Th. Schüler. S. 25.
 Runkel während der Franzosenzeit, Leiden der Herrschaft. Von W. Groß. S. 29.
 Russen in Usingen, Die. S. 20.
 Salzes in Nassau 1807—1809, Verbrauch u. Preis des. S. 44.
 Schaded, Kriegsdrangale der Gemeinde. Von D. Fuchs. S. 15.
 Schadeder Eheverordnung aus 1803. Von D. Fuchs. S. 12.
 Schulreform im Jahre 1817, Die Nass. Von J. Brumm. S. 35.
 Seelenberg, eine Dorschronik aus dem Hochtaunus. Von Harrach. S. 42.
 Steine u. Quellen in Nassau, Merkwürd. Von J. Brumm. S. 13.
 Viehhandels-Protokollbuch, Nassauisches. S. 8.
 Weihnachts- und Neujahrsgebräuche. S. 44.
 Wiesbaden, Alt-Wiesbadens männliche Jugend, ihre Milizdienstpflicht und die Salzbadfischerei. Von Th. Schüler. S. 5.
 Wiesbadens, Zur Geschichte der älteren Badhäuser. Von Th. Schüler. S. 17, 21.
 Wiesbaden 1723, Die Befestigung der Ragen u. Hunde zu. S. 24.
 Wiesbadener „Discurs“, Ein. S. 24.
 Wiesbaden, Eine Stegreifdichtung über. S. 20.
 Zehnteordnung von 1598. S. 19.